

Liechtensteiner Volksblatt



Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2988) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111,699) u. Deutschland halbjährlich Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 3.30. Das übrige Ausland halbjährlich Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzjährig Fr. 20.—, Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Baduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheintal) Tel. Nr. 81.80. Schriftleitung: Schaun, Telefon Nr. 55. Verwaltung Baduz, Telefon Nr. 43.

Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile Annoncen Reklamen
Inland 10 Cts. 20 Cts.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennwald) 15 Cts. 20 Cts.
Uebrig. Schweiz 18 Cts. 25 Cts.
Ausland 20 Cts. 35 Cts.
Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch:
Verwaltung des Blattes in Baduz, Tel. Nr. 43.
Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges
Ausland: Schweizer Annoncen A.-G.
St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Filialen.

Organ für amtliche Kundmachungen

Eine schwere wirtschaftliche Aufgabe.

1. In Nr. 95 des L. B. haben wir den Artikel „Die Handelsbeziehungen Liechtensteins mit der Schweiz“ abgedruckt, der aus der Feder des Herrn Regierungschefs Dr. Hoop in der Schweizerischen Handelszeitung kurz vorher erschienen war. Dieser Artikel scheint uns so wichtig mit seinen Zahlen, daß man sich nicht oft genug damit beschäftigen kann. Wir entnehmen demselben, daß

- a) Liechtenstein ausführt nach der Schweiz Waren für Fr. 2,356,319.—
Nach anderen Ländern für 211,000.—
auf, also Warenausfuhr für 2,567,319.—
 - b) Liechtenstein dagegen einführt aus der Schweiz für Fr. 4,571,095.—
aus andern Ländern für 1,311,132.—
auf, also Wareneinfuhr für 5,882,227.—
- Siernach übersteigt die Einfuhr die Ausfuhr um Fr. 3,314,908.—

Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, werden also jährlich für rund Fr. 330.— mehr Waren nach Liechtenstein eingeführt, als ausgeführt. Diese Ziffern finden lange nicht ihren Ausgleich in der Zahlungsbilanz, und man muß sich allen Ernstes fragen, wie lange kann das so weiter gehen. Die Folgen der Unausgeglichenheit in unserer Erzeugung und in unserem Verbrauch sehen wir z. B. bei der stetig

zunehmenden Verschuldung von Grund und Boden, der überdies nicht eine entsprechende Vermehrung des inländischen beweglichen Kapitals gegenübersteht. Es handelt sich hier um eine Aufgabe, die des Fleißes und des Schweißes unserer Besten und Fähigsten wert wäre.

Allein an Nahrungs- und Genußmitteln führen wir für rund Fr. 1,300,000.— ein, also Brotfrucht, mehr aber fertiges Mehl, Fette, Fleisch, Käse, dann Getränke usw. Für den Kopf der Bevölkerung beziehen wir demnach Lebens- und Genußmittel für Fr. 130.— vom Auslande. Wir die wir eine vorwiegend landwirtschaftlich tätige Bevölkerung sein wollen. Da muß es also noch stark fehlen an der richtigen Einstellung der Landwirtschaft einerseits und der Verbraucher andererseits.

Stellen wir einen kleinen Vergleich mit einem Nachbarlande an. Bekanntlich hieß es nach dem Kriege lange Zeit, Oesterreich könne sich nicht durchsetzen als selbständiger Staat, weil ihm die Möglichkeit der Versorgung mit Lebensmitteln und anderen Bedarfsgegenständen fehle. Längere Zeit schien dem so zu sein. Inzwischen hat aber in Oesterreich eine gründliche Umstellung auf dem Gebiete der Versorgung des Landes mit eigenen Erzeugnissen stattgefunden. Einige Zahlen aus Nr. 4, IX. Jahrgang, vom 22. Oktober 1933 der „Schönen Zukunft“ mögen dies beweisen:

	Erzeugung 1919	Erzeugung 1932	Verbrauch
Weizen	Meterzentner 1,395,000	3,450,000	?
Roggen	2,311,000	6,600,000	6,000,000
Gerste	839,000	2,600,000	2,100,000
Safer	1,974,000	4,000,000	5,000,000
Maïs	578,018	1,400,000	?
Kartoffeln	5,471,000	28,000,000	25,000,000
Zuckerrüben	388,100	12,000,000	?
Milch	Liter 480,000,000	2,000,000,000	?
Wein	Hektoliter 296,000	1,077,750	?

Die Mehrerzeugung für 1932 ist nicht etwa auf eine besonders gute Ernte zurückzuführen, sondern die Folge einer bewußten Umstellung der inländischen Erzeugung von der Industrie auf die Landwirtschaft. Die Auswirkung ist eine stark fühlbare Verbesserung der österreichischen Handelsbilanz. Man sollte glauben, daß sich in unserem Lande ebenfalls die Ziffern der einheimischen Erzeugung sehr stark verbessern ließen und schauen wir auf unsere Felder hin, so müssen wir sagen, daß sich diese Verhältnisse auch tat-

sächlich verbessern lassen. In verschiedenen Gemeinden haben wir seit Jahren dort, wo ehemals Acker an Acker sich reihte, wo Kornäcker und Weizenfelder trefflich gedeihen sind, vorwiegend Wiesen, oder zumindest keine geschlossenen Ackerlagen mehr, ohne daß in anderen Lagen ein Ersatz für diese aufgelaassenen Acker geschafft worden ist. Oder sehen wir so etwa im Juli bis Anfang August von unseren Höhen hinüber über den Rhein, so können wir drüben immerhin noch beträchtliche Flächen mit Getreide bebaut sehen, während

bei uns kaum noch ein Getreidefeld zu finden ist.

Das Ergebnis des Abrückens vom Ackerbau ist, daß die Landwirtschaft lange nicht mehr so viele Leute beschäftigt, wie ehemals. In manchen Familien, wo man noch vor 20 Jahren alle Glieder für die eigene Bauernsamer gebraucht hätte, sind heute 2 und mehr Leute überschüssig und belasten den gewerblichen Arbeitsmarkt.

Das Schlimmste dabei scheint uns jedoch zu sein, daß unser Nachwuchs und zum Teil die mitten im Leben stehende Generation eben nicht mehr Landwirtschaft treiben will, sondern zu dem bequemeren Erwerb in Fabriken, auf Bauplätzen und in anderen Gewerben, nicht zuletzt auch in die Bureaus drängt, unbekümmert darum, ob damit der Familie und ihnen selbst auf die Dauer gedient ist oder nicht.

Soll es in unserem Lande wieder wirtschaftlich wirklich — nicht nur scheinbar — aufwärts gehen, so muß die Einfuhr alles desjenigen eingeschränkt werden, was sich im Lande selbst erzeugen läßt.

Wie viele Arbeiter, die bei den gegenwärtigen Verhältnissen, wo sie nicht dauernd bezahlte Beschäftigung finden können, könnten sich wenigstens vor unmittelbarer Not sichern, wenn sie sich einige Hundert Kaster Boden pachten und diesen selbst bebauen würden. Gewiß kostet das Boden pachten Geld und das Anbauen sehr voraus, daß Dünger und Saatgut vorhanden ist. Unseres Erachtens wären hier Landes- und Gemeindebehörden zum Eingreifen berufen. Die Gemeinden könnten, wo kein Grund zum Verpachten vorhanden ist, solchen fast in allen Gemeinden, allenfalls ev. durch Rodungen, beschaffen und zu billigem Preise an dürftige Einwohner verpachten. Und die Regierung könnte die ihr für soziale Zwecke zur Verfügung stehenden Mittel kaum zweckmäßiger und dauernder wirkend verwenden, als wenn sie die Anschaffung v. Dünger und Saatgut an Bedürftige damit fördern würde. Selbstverständlich müßte aber auch dafür Vorsorge getroffen werden, daß die angebauten Flächen auch wirklich im Sommer durch bearbeitet werden, damit der Herbst dann eben eine Ernte bringen kann.

Es sind hier für heute nur einzelne Gedanken aus den drängenden wirtschaftlichen Aufgaben heraus gegriffen, die uns besonders dringlich erscheinen und jedenfalls wichtiger sind, als das Gründen neuer Richtungen und Zeitungen, die alle nur die Verwirrung im

Lande zu vergrößern geeignet sind, statt den wirklichen Frieden zu bringen und die wirtschaftliche Lage zu verbessern.

Staatskommunistische Pläne Roosevelts?

Washington, 1. Nov.: In allen Finanz- und Wirtschaftskreisen hat ein Artikel des Wirtschaftsachverständigen Perle, eines Beraters Roosevelts, großes Aufsehen u. Bestürzung hervorgerufen. In diesem Artikel wird angekündigt, daß Präsident Roosevelt, falls die gegenwärtigen Maßnahmen zur Wiederaufrichtung der amerikanischen Wirtschaft nicht die gewünschten Resultate zeitigen, eine Art Staatskommunismus einführen würde. Das private Unternehmertum würde verschwinden. Jeder amerikanische Bürger werde ein festes jährliches Einkommen von etwa 5000 Dollars haben.

In ruhig denkenden Kreisen glaubt man keineswegs an die Verwirklichung eines solchen Planes und hält es übrigens für unwahrscheinlich, daß der Präsident solche Gedanken hegt. Das hindert jedoch nicht, daß der Artikel den gegenwärtigen Zustand der Unruhe noch verstärkt.

Ein Blick in die Vergangenheit.

Ein Blick in die Landesverwaltung der letzten Jahre sagt uns von großen Ueberschüssen, die in den Krisenjahren als willkommenen Beitrag zur Speisung der öffentlichen Bautätigkeit betrachtet werden konnten. Die Bauten einiger Jahre landauf, landab zeugen davon, wie rationell diese Gelder angelegt wurden. Seit der Rhein aus dem Baaletat ein wenig ausscheidet, besteht die Möglichkeit, die überschüssigen Gelder insgesamt im Hinterlande nutzbringend anzulegen. Hier ist vor allem die Fertigstellung des Binnenkanals zu nennen. Wenn heute vom Ausbau der Landwirtschaft von so vielen nicht besonders viel für unsere Wirtschaft erwartet wird, so verweisen wir auf d. Geschichte, in der d. Bauernstand immer schlecht und recht sein Auskommen gefunden, während andere Stände darbtten. Wir dürfen hier nur einen Blick in die Kriegsjahre werfen, auch in unserem Lande haben wir erfahren, wie königlich der Bauernstand trotz Zeit und Not über allen andern thront. Das hat Liechtensteins Volk auch am 14. Dezember des Jahres 1930 erlebt, als es nach vorausgehender Ebnung aller Hindernisse zwischen den

Feuilleton Ragna Svendburg.

„Aber ich muß und bitte Dich, füge Dich in das Unvermeidliche und Sven soll nie erfahren, daß Du es warst, die durch üble Macherischen Zermürbungen zwischen Svens Mutter und seinem Vater hervorrief.“
Die alte Frau knirschte leise mit den Zähnen. Wer hätte auch ahnen können, daß Ragna diese dumme Geschichte wußte. In der Hand dieses Mädchens dort, mit den ersten Augen und dem festen, unbeugsamen Willen, war das Wissen dieses Vorfalles eine gefährliche Waffe. Es erschien ihr klüger, einzulassen, wenn sie es äußerlich auch nicht zugeben wollte.
„Dienstbotengeschwätz“, sagte sie verächtlich. „Wer wird darauf etwas geben“, und dann fügte sie hinzu: „Wie aber nun, wenn ich es selbst satt hätte, in Svendburg zu leben, wenn ich es mir hier gemütlich in Berlin einrichtete, wo ich Freunde in Hülle und Fülle habe und recht behaglich sein könnte, behaglicher als auf Svendburg?“
Ragna lächelte:
„Ich glaube kaum, Großmama, daß es Dir

hier gefallen würde“, sagte sie. „Ich selbst beabsichtige, in Berlin meinen Wohnsitz zu nehmen und von hier aus meine schriftstellerische Tätigkeit zu entfalten. Bisher habe ich namenlos meine Werke in die Welt geschickt, weil ich nicht meinem Namen Ruhm und Anerkennung verdanken wollte, jetzt aber werde ich als Gräfin Svendburg in die Welt treten und Dir und der Welt zeigen, daß ehrliche Arbeit den Namen Svendburg nicht schändet. Erst wollte ich etwas erwerben nur allein durch meine schöpferische Geisteskraft, das ist geschehen, und von morgen an trete ich als Gräfin Svendburg in die Reihe derjenigen, die arbeiten.“
„Du machst uns hier unmöglich“, schrie die Gräfin auf.
„Nur Dich, Großmama“, sagte Ragna ernst, „und Deines Bleibens ist hier nicht.“
Die alte Frau schloß in diesem Augenblick wohl, daß Ragna ein Opfer brachte, sie fühlte daß ihr Enkelkind Länder und Meere zwischen sie und dem jungen Paare legen wollte, um jeden Preis.
„Du wirst den Namen Svendburg schonen“, fragte sie leise bebend, „versprich es, Ragna.“
Die großen Augen flammten über sie hin.
„Ich versuche, ihn wieder zu Ehren zu bringen“, entgegnete Ragna sanft und ihre Hände

schlossen sich wie betend über dem Haupt der jungen Frau, die in dumpfer Resignation in ihrem Sessel lehnte.
„Wann wirst Du reisen, Großmama?“
„Morgen.“
„Ich danke Dir.“
Rein laut, kein Wort, nur ein dröhnendes Aufstoßen des Kriickenstockes und ein bleischwerer Schritt, der langsam verhallte.
Ragna bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Ein Stöhnen rang sich aus ihrem Munde, ein Schauer ging durch ihren Körper. Sie war ja doch ihre Großmama die alte Frau — es war ein hoher Preis, den sie zahlen mußte, zahlen wollte für Sigrids Glück.
Die Liebe gleicht der Welle, Die plätschernd sich erhebt. Wer weiß, woher sie flutet, Wer weiß, wohin sie schwebt; Wer weiß, ob sie uns schaukelnd Nicht sanft zum Hafen bringt, Wer weiß, ob sie als Woge Nicht unser Schiff verschlingt.
Der Berliner Tiergarten prangte im Herbstschmuck. Gelb und rot in den leuchtendsten Schattierungen und schimmernden Baum und Strauch, und ein köstlicher, herber Wind fegte das fallende Laub von den Wegen.

Dieser köstliche Herbstwind zog auch durch den kleinen, hübsch angelegten Garten einer der kleinsten Villen der Tiergartenstraße, die ganz von rotem Weinlaub umrankt, von der Straße kaum gesehen, ziemlich einsam lag.
Späte Herbstrosen nickten noch mit welken Köpfchen in die Fenster hinein und blasse Asten säumten die Wege. Modern war das nicht, aber die Bewohnerin der Villa fragte nicht danach, sie liebte die weißen, kleinen Blumensterne, die Totenblumen und pflegte sie.
Die weiten Flügeltüren, die von dem großen Garten auf die Veranda führten, waren weit geöffnet, um die kühle Herbstluft einzulassen, aber im Ramin da prasselte ein lustiges Feuer und verbreitete trauliches Behagen in dem weiten Raum.
Wohin man blickte, Bücher und Blumen, bequeme Sessel und Tische, alles einfach und doch von gediegener Eleganz und vornehmen Geschmack Zeugnis ablegend.
Vor diesem Ramin saßen zwei Damen sich gegenüber. Die eine groß, schlank und blond, eine königliche Erscheinung in dem weichen Morgenengewande, ist Ragna von Svendburg, und ihr Gast Frau Professor Lorenzen.
Das Gesicht der Frau Professor glänzte hochrot vor Erregung, als sie jetzt die kleinen,